



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

19. Jahrgang.

1917.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Die Glockentiefe.

Von H. C. Andersen.

Ding — dang! Ding — dang! Klingt es aus der „Glockentiefe“ herauf in der Odense-Au. — Jedes Kind in der alten Stadt Odense auf der Insel Kühnen kennt die Au, welche die Gärten rings um die Stadt bespült und die sich von der Schleufe bis zur Wassermühle unter die hölzernen Überbrückungen dahinzieht. In der Au blühen gelbe Wasserlilien oder Auknöpfle und braungefiedertes Röhricht; es wächst dort die schwarze, sammetartige Rohrpompe, hoch und dick; alte geborstene Weiden, gereckt und gestreckt, hängen weit über den Strom hinaus an der Seite der Mönchswiese und der Bleiche, aber dieser gegenüber ist Garten an Garten, einer anders als die anderen, bald mit schönen Blumen und Lauben, glatt und zierlich, wie kleiner Puppenstaat, bald nur mit Kohl und anderem Gemüse bestanden; oder es ist auch gar kein Garten zu erblicken, indem die großen Holunderbäume sich an den Ufern ausbreiten und weit über die strömenden Gewässer hinaus hängen, die hier und da tiefer sind, als daß die Ruderstange ihren Grund erreichen könnte. Dem alten Kräuleinkloster gegenüber ist die tiefste Stelle, Glockentiefe genannt, und dort unten wohnt der alte Wassergeist, der „Aumann“. Derselbe schläft den Tag über, während die Sonne durch das Wasser hinabstrahlt, aber er zeigt sich bei sternhellen Nächten und Mondschein. Er ist sehr alt; die Großmutter sagt, sie habe von ihm erzählen hören von ihrer Großmutter; er lebe ein einsames Leben, habe gar Niemand, mit dem er reden könne, außer der großen, alten Kirchenglocke. Einst hing die Glocke im Kirchturme — ja, jetzt ist keine Spur mehr da, weder vom Turme noch von der Kirche, welche St. Albani hieß.

„Ding-dang! Ding-dang!“ klang die Glocke, als der Turm noch da stand, und eines Abends, während die Sonne sank und die Glocke im stärksten Schwunge sich befand, riß sie sich los und flog dahin durch die Luft; das blankte Metall blühte glühend in den roten Strahlen.

„Ding-dang! Ding-dang! Jetzt will ich mich zur Ruhe betten!“ sang die Glocke und flog hinaus in die Odense-Au, wo sie am tiefsten ist, und deshalb heißt diese Stelle die Glockentiefe. Allein ihr ward keine Ruh' und kein Schlaf. Unten bei dem Aumann singt und klingt sie, daß es zuweilen herauf könt durch die Gewässer, und viele Leute sagen, solch Klingen bedeute, daß Jemand sterben solle, aber es ist nicht an dem, nein, sie singt und unterhält sich mit dem Aumann, der jetzt nicht mehr allein ist.

Und was erzählt wohl die Glocke? — Sie ist alt, sehr alt, wie wir schon bemerkten, sie war schon lange da, bevor die Großmutter der Großmutter geboren ward, und doch ist sie an Alter nur ein Kind gegen den Aumann, der ein alter, stiller Mann, ein Sonderling ist mit seinen

Hosen von Halsfell und seiner schuppigen Jacke mit den gelben Auknöpfen, mit einem Schülfranz im Haar und Meerlinsen im Barte — aber er sieht so doch hübsch aus.

Was die Glocke erzählt — das wiederzugeben würde Jahre und Tage erfordern; sie erzählt Jahr ein Jahr aus gar oft die alten Geschichten wieder aufs Neue, bald kurz, bald lang, wie es ihr die Stimmung gibt; sie erzählt von alten Zeiten, den harten, finstern Zeiten.

„In der St. Albanikirche, hinauf im Turme, stieg der Mönch; er war jung und schön, aber sinnend wie kein Anderer. Er schaute aus der Luke dort oben über die Odense-Au hinaus, als noch ihr Bett ein breites und die Mönchswiese ein See war; er schaute über sie und über den grünen Wall und den „Nonnenhügel“ drüben, wo das Kloster lag, wo das Licht von der Zelle der Nonne herausstrahlte; er hatte die Nonne sehr gut gekannt, und er erinnerte sich ihrer und sein Herz klopfte stärker dabei — „Ding-dang! Ding-dang!“ —“

Ja, so erzählte die Glocke.

„Den Turm hinauf stieg auch der dämliche Diener des Bischofs, und wenn ich, die Glocke, die aus Metall gegossene, hart und gewichtig sang und mich schwang, hätte ich ihm das Gehirn zerschmettern können; er setzte sich dicht unter mich und spielte mit zwei Stöckchen, als wenn dieselben gar ein Saitenspiel gewesen, und er sang dazu: „Jetzt darf ich es laut herauszingen, was ich sonst nicht flüßern darf, von allem singen, was hinter Schloß und Riegel versteckt gehalten wird. Dort ist es kalt und naß! Die Ratten fressen sie bei lebendigem Leibe! Niemand weiß darum! Niemand hört davon! Auch jetzt nicht, denn die Glocke klingt und singt ihr lautes Ding-dang! Ding-dang!“

„Ein König war damals, sie nannten ihn Kamut, er beugte sich vor Bischof und Mönch; als er aber den Wendelbauern zu nahe trat mit schweren Steuern und harten Worten, nahmen diese Waffen und Stangen zur Hand und jagten ihn in die Flucht gleich einem wilden Tiere; er suchte Schutz in der Kirche, schloß Tor und Tür hinter sich; die gewalttätige Schaar lagerte draußen vor der Kirche, ich hörte davon erzählen; Krähen, Raben und Dohlen fuhren auf vor Schreck bei dem Geschrei und Gebrüll, welches ertönte; sie flogen in den Turm hinein und wieder hinaus, sie schauten auf die Menge dort unten hinab, sie blickten auch durch die Fenster der Kirche hinein, sie schrien es laut aus, was sie sahen. König Kamut lag betend vor dem Altar, seine Brüder Erich und Benedikt standen dort als Wache mit gezogenen Schwertern, allein der Diener des Königs, der falsche Blafe, verriet seinen Herrn; die Menge vor der Kirche wußte, wo der König zu treffen sei, und einer schleuderte

einen Stein durch die Fensterscheibe, und der König lag tot! — Rufen und Schreien der wilden Schaar und der Vögel zitterte durch die Luft, und auch ich stimmte mit ein, ich sang und klang Ding-dang! Ding-dang!

„Die Kirchenglocke hängt hoch, schaut weit unher, sieht die Vögel um sich und versteht ihre Sprache, der Wind braust zu ihr hinein durch die Lüken und Schalllöcher, durch jede Ritze, und der Wind weiß alles, er hat es von der Luft, und diese umschließt alles, was Leben hat, dringt in die Lungen der Menschen hinein, weiß alles, was sich in Laut und Ton kundgibt, jedes Wort, jeden Seufzer —! Die Luft weiß es, der Wind erzählt es, die Kirchenglocke versteht dessen Zunge und läutet es hinaus in die Welt: Ding-dang! Ding-dang!“

„Allein es ward mir zu viel zu hören und zu wissen, ich vermochte nicht mehr, es hinaus zu läuten. Ich ward so müde, so schwer, daß der Balken zerbrach und ich in die leuchtende Luft hinausflog, hinab, wo hier die Au am tiefsten ist und der Numann wohnt, einsam und allein, und hier erzähle ich Jahr aus Jahr ein, was ich gehört und was ich weiß: Ding-dang! Ding-dang!“

So läutet und klagt es aus der Glockentiefe in der Odense-Au; das hat die Großmutter erzählt.

Aber der Schullehrer sagt: „Es gebe keine Glocke, die dort unten läuten könne, denn sie kann es nicht! — Auch keinen Numann gibt es dort unten, denn es gibt gar keinen Numann! Und wenn alle anderen Kirchenglocken gar herrlich klingen, so sagt er, daß es nicht die Glocken sind, sondern daß es eigentlich die Luft ist, die da klingt, daß die es sei, die das Geläut gebe — und Großmutter erzählt auch, daß es die Glocke selbst so gesagt habe — darüber sind sie beide demnach einig und so viel ist gewiß! „Sei behutsam, behutsam, und achte auf dich genau!“ sagen sie beide.

Die Luft weiß alles. Sie ist um uns, sie ist in uns, sie redet von unseren Gedanken und unseren Taten, und sie spricht länger davon, als die Glocke unten in der Tiefe der Odense-Au, wo der Numann wohnt; sie tönt es heraus in die große Himmelstiefe, weit, weit hinaus, ewig und immer, bis die Himmelslocken klingen: Ding-dang! Ding-dang!

Der Totengräber.

Von R. Sylvester.

Der kleine Walter war ein sehr wißbegieriger Knabe. Einmal ging er mit seinem Vater über feld spazieren. Da sah er am Wegrande eine Anzahl rot- und schwarz-gezeichnete Käferchen laufen.

„Vater, sieh mal, was sind das für Käfer?“ fragte er gleich.

„Das sind Totengräber,“ gab ihm der Vater Bescheid. Totengräber? wundert sich der Walter; das hatte er noch niemals gehört. „Warum heißen denn diese Tierchen Totengräber?“

„Nun, weil sie Leichen begraben, aber nicht menschliche, sondern tierische,“ belehrte ihn der Vater. „Vielleicht,“ fuhr er fort, „liegt in der Nähe gar etwas Toies, eine Maus oder ein Vogel — laß uns einmal suchen.“

Beide hielten nun nähere Umschau, und richtig entdeckten Walters scharfe Augen einige Schritte nebenan am Acker eine Maus.

„Aber sie lebt gewiß noch, sie bewegt sich ja,“ rief er. „Nein, nein,“ lachte da der Vater, „die Maus ist mausetot, aber da kannst du eben gerade die Totengräber bei ihrer Arbeit sehen, gib acht!“

Ja, jetzt sah Walter, wie rings um die kleine Tierleiche mehr und mehr lose Erde emporgewühlt wurde, und daß man nach einer Weile schon merkte, wie die Maus immer tiefer sank. Dabei kamen noch fortwährend neue dieser rot-schwarzen Käferchen geflogen und gelaufen, um alsbald an dem sonderbaren Begräbnisse fleißig mitzuhelfen.

„Aber da sind ja auch größere Käfer dabei, die sind gelb und schwarz,“ bemerkte jetzt Walter.

„Ja, ganz recht, das ist eine andere Art, das sind die großen Totengräber,“ erklärte der Vater. „Beide Arten tun

dieselbe nützliche Arbeit und tragen ihren Namen mit Recht. Wenn irgendwo ein totes Tier liegt, eine Maus, ein Vogel oder ein Maulwurf, da führt sie ihr feiner Geruch hin, und sogleich beginnen sie, die Erde unter der kleinen Leiche wegzuräumen, wie du es hier sehen kannst. Das tote Tier sinkt dadurch immer tiefer, und es dauert gar nicht lange, da fällt die emporgewühlte Erde über daselbe, so daß es wirklich begraben ist. Blieben solche tote Tiere liegen, so würden sie durch ihren Verwesungsgeruch die Luft verunreinigen; die Totengräber nützen somit durch ihre Tätigkeit jedermann.“

„Und was machen denn dann die Käfer, wenn sie ein Tier begraben haben?“ fragte der wißbegierige Walter.

„Dann legen die Käfer Eier in die Leiche, und aus diesen werden wieder neue Totengräber. Ja, ja, mein lieber Walter,“ sagte der Vater, „es ist nicht alles Ungeziefer, was auf der Erde kriecht und in der Luft herumwirrt. Es gibt unter den kleinen Tieren viele, die uns Menschen auf verschiedene Weise nützen. Es ist eben schade, daß das viele Leute nicht wissen und so manches Tier irrtümlich töten, anstatt es zu schonen. Lerne deshalb beizeiten fleißig Naturgeschichte, damit du Nutzen und Schaden der verschiedenen Tiere kennen lernst. Wer das tut, lernt die Natur erst richtig schätzen und wird kein Tierchen unnützlich töten, gleichviel ob es schön oder häßlich ist.“



Unsere Biber.

Von Oberlehrer Dr. Hinzp, Zerbst.

Den Naturfreund kann es nur mit Wehmut erfüllen, wenn von einem Tiere oder einer Pflanze als einem Naturdenkmal gesprochen werden muß. Gewiß, die moderne Naturschutzbewegung mag manchen Hoffnungsstrahl auf Erhaltung einer charakteristischen Landschaft, auf Schonung merkwürdiger Tiere und Pflanzen ausleuchten lassen. Aber daß diese Bewegung nötig ist, muß doch als ein Zeichen dafür angesehen werden, wie unsere fortschreitende Kultur und daneben die anscheinend ebenfalls fortschreitende menschliche Unvernunft in brutaler Weise unersehbare Werte in der Natur vernichtet.

Ein klassisches Beispiel eines solchen Naturdenkmals ist unser Biber. Er ist in Deutschland zur Zeit der alten Germanen häufig gewesen und kam auch im Mittelalter wohl noch überall an unseren Gewässern vor. Heute dagegen gibt es nur noch einen kleinen Bezirk in unserer Vaterlande, der den Biber beherbergt: das Gebiet der mittleren Elbe, etwa zwischen Wittenberg und Magdeburg, mit den Zuflüssen, die sie hier bekommt, mit den Altflüssen d. r. Elbe, sowie den Teichen und Seen in ihrer unmittelbaren Nähe. Die Zahl dieser merkwürdigen Nagetiere ist aber, trotzdem die beteiligten Staaten Preußen und Anhalt ihnen das ganze Jahr hindurch Schonzeit gewähren, ja den Fang oder Abschluß eines Bibers mit hohen Strafen belegen, doch, man kann fast sagen, von Jahr zu Jahr geringer geworden. Gut gerechnet mögen zurzeit noch 60—70 Biber in jenem Gebiet leben. Harte Winter räumen unter ihnen wohl mehr auf, als die heimlichen Fallenssteller vermögen oder die Fischer, die sie gelegentlich, wenn sie in das Netz geraten, als „Fischotter“ totschlagen. Erhalten können wir unter Umständen auf Jahrzehnte noch — hoffen wir wenigstens — den Biber in dieser geringen Zahl, aber vielleicht ist die Zeit gar nicht mehr so fern, wo wir in einer Sammlung den letzten davon ausgestopft bewundern können.

Der Erforschung des Lebens und Treibens unseres „Bollekt“ haben in dankenswerter Weise Friedrich-Dessau und Behr-Löthjen viel Mühe und Geduld geopfert. Denn das Gelände, das der Biber bewohnt, ist teilweise schwer zugänglich, und zudem sind die Tiere meist so scheu, daß man ihnen häufig stundenlang vergeblich aufslauern kann.

Unter unseren Nagetieren ist der Biber das weitaus größte, wie et überhaupt zu den größeren Vertretern dieser Säugetierordnung zu rechnen ist. Seinem Namen Nagetier macht er alle Ehre, denn mit den großen beiden Nagezähnen jedes Kiefers, die augen mit orangefarbenem Schmelz überzogen sind, vermag er tüchtig zu arbeiten. Er ist ein friedlicher Pflanzenfresser, dessen Hauptnahrung Rinde und junge Triebe von Bäumen und Sträuchern bilden. Die Zweige schält er mit seinen scharfen Meißelzähnen geschickt ab; an einem derartig benagten Stück kann man dann genau die Breite der Zähne an den Furchen messen, die stehen bleiben. Weidenheger wissen häufig eine deutliche Sprache von seiner Tätigkeit zu reden, die um so eindringlicher wird, wenn die Zweige völlig abgeschnitten sind. Denn das



Biber, einen gefällten Stamm zerkleinert.
Dieser merkwürdige, einst weitverbreitete Nager ist in Deutschland nur noch an der mittleren Elbe in wenigen Kolonien zu finden.

bringt er mit Leichtigkeit fertig und beschränkt sich dabei nicht auf dünnere Äste, sondern wagt sich an dicke Bäume heran, unter denen er die mit weichem Holze bevorzugt, jedoch selbst auch die harten Eichen annimmt. Unter Umständen wird ein starker Baum in ein paar Nächten — denn der Biber ist ein nächtliches Tier — zu Fall gebracht. Um den Stamm herum, nagt er in gebückter Stellung einen Ringwall, der an die Form der Sanduhr oder des Diabolokreuzes erinnert, hinein, meist auf einer Seite etwas stärker als auf der anderen. Man hat daraus schließen wollen, daß der Biber mit Überlegung vorgehe, indem er auf der Landseite tiefer entkerbe, so daß der Baum dann in das Wasser umbrechen müsse. Wie aber Friedrich hervorgehoben hat, werden die Bäume häufig aus dem einfachen Grunde nach dem Wasser hin fallen, weil sie auf dieser Seite infolge der durch das Licht bedingten reicheren Verzweigung auch schwerer sind. Ebenfalls nicht in der Verallgemeinerung gültig ist der Satz, daß nur Bäume, die stromaufwärts von dem Biberbau stehen, gefällt werden, damit der Biber deren Beförderung mit der Strömung leichter vornehmen könne. Werden doch überhaupt nicht ganze Bäume, sondern nur die davon abgeschnittenen dünneren Zweige zur Anlage eines solchen Baues verwendet.

Wo es das Gelände erlaubt, z. B. also am aufsteigenden Ufer, gräbt sich der Biber in der Erde seine Wohnung, von der aus Röhren nach dem Wasser führen, die unter dem Wasserspiegel münden. In flachen, sumpfigen Gegenden dagegen werden Oberbaue errichtet, die man gewöhnlich Biberburgen nennt. So waren am Großkühnauer See bei Dessau zwei schöne Baue, von denen der eine leider in eine Sammlung gewandert ist. Wir müssen uns eine solche Biberburg nicht als ein Kunstwerk vorstellen, sondern als einen aus allerlei zurechtgeschnittenen Zweigen regellos aufgeschichteten Reisighaufen, der mit Schlamm und Wurzelwerk noch verstopft wird. Daß der Biber aber dabei seinen mit Hornschuppen bedeckten Schwanz wie der Maurer die Kelle benützt, gehört in das Reich der Fabel. Er führt im allgemeinen ein unruhiges Leben, und so beschränkt er sich auch nicht auf einen Bau, sondern legt sich bald hier bald dort eine Wohnung an, die als Zufluchtsort und Kinderstube für die 3-4 Jungen dient. Sind mehrere Oberbaue dauernd bewohnt, so werden sich allmählich zwischen ihnen und nach dem Wasser hin in dem sumpfigen Gebiete durch das Hin- und Herlaufen der Biber, die bis zu 80 Pfund schwer werden, bestimmte Wege ausbilden. Man hat sie in Amerika Biberlande genannt, sie sind aber nicht etwa ein Zeichen für die Klugheit unseres Nagers, sondern eben nur durch das fortwährende Hin- und Herlaufen mechanisch entstehende „Wechsell“ wie beim Hirsch. Wenn Hochwasser das Wohngebiet des Biber überschwemmt, legt er landeinwärts Notbaue an. Unter Umständen kann schneller Wuchs des Wassers den Biber zur Flucht auf solche Baue, selbst auf Kopfweiden zwingen. Als die Biber zur Zeit unserer Vorfahren noch häufig waren und große Sümpfe das Land bedeckten, in die selten der Fuß eines Jägers sich verirrt, zogen die Tiere bei besonders niedrigem Wasserstand im Sommer wohl quer durch das Wasser Dämme aus Zweigen und Schlamm und erhielten

so eine bestimmte Wasserhöhe im Fluß. Der amerikanische Biber, der ja noch in weit größeren Kolonien lebt, tut das heute noch, während der unsrige sich längst auf den Einzelbau beschränkt hat.

Das Wasser ist ja für den Biber nicht so Lebenselement wie etwa für den Fisch, obwohl er sich in ihm sehr gewandt bewegen kann. Bei drohender Gefahr fällt er klatschend ein und sucht sich durch Untertauchen zu verbergen. Zum Wasserleben befähigt ihn sein Körperbau in vorzüglicher Weise. Das kastanienbraune Fell besteht aus seidenartigen wärmenden Haaren, zwischen denen längere, nach hinten gerichtete Grammen hervorstehen, die ähnlich wie bei dem Fischotter die Reibung im Wasser möglichst vermindern. Als Ruder dienen die mit Schwimmhäuten versehenen fünfzehigen Hinterbeine, während die Vorderbeine, dem Landleben entsprechend, keine Schwimmhäute aufweisen. Die Richtung der Bewegung wird durch verschiedene Stellung des Kopfes bestimmt, vor allem aber auch durch die „Kelle“. Ungehindert schwimmt der Biber so im Wasser, daß der Kopf bis zur Schnauze und der Rücken herausragt. Beim Tauchen werden die kleinen Ohrmuscheln vor den Gehörgang gelegt, die Nasenlöcher verschlossen, eine Nickhaut verhindert das Eindringen von Wasser in die Augen, Einrichtungen, die wir auch bei anderen im Wasser lebenden Säugetieren wiederfinden. Solange nicht dickes Eis im Winter das Wasser schließt, hält sich der Biber seine Einfallöffnungen frei, bei stärkerem Froste wandert er am Fluße weiter, bis ihn schließlich eine zu dicke Eisdecke zum Landleben zwingt. Einen Winterschlaf wie viele seiner Verwandten hält er nicht, findet er doch in dieser schlechten Jahreszeit, wo er mehr ein häusliches Leben führt, immer noch Nahrung draußen oder an dem Holz seiner Baue.

Der Grund, weswegen die Biber bei uns so stark abgenommen haben, liegt nicht sowohl in dem Schaden, den sie zweifellos durch Benagen und Fällen von Waldbäumen anrichten, auch nicht darin, daß man sie wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches und des als krampfstillendes Mittel früher verwendeten Bibergeiß, der Absonderung zweier Drüsen am Hinterleib, jagt. Vielmehr galt und gilt das Fell als wertvolles Pelzwerk; und wie die Pelzjäger unter einem Biberbestande aufzüräumen können, sehen wir heutzutage noch an dem kanadischen Biber, der unserem sehr ähnlich ist. Während aus Amerika vor etwa 50 Jahren alljährlich über 150 000 Biberfelle auf den europäischen Markt gebracht wurden, kommen nach Friedrichs Angaben heute nur noch jährlich 60 000 Felle in London zur Versteigerung. Wenn die Verwüstungen so weiter gehen, werden auch die amerikanischen Biberkolonien in nicht zu ferner Zeit der Geschichte angehören.

Ein dem Untergang geweihtes Geschlecht — mit dem Gedanken müssen wir uns abfinden — sind die Biber. Hoffen wir, daß eine gesunde Naturschutzbewegung von anderen Tieren unsrer Heimat oder fremder Zonen ein ähnliches Schicksal abwenden wird.

PO

Knacknuß.

Wer herausbringt, was der biedere Feldgraue denkt, und die Lösung bis Donnerstag dieser Woche an die Schriftleitung schiebt, soll in einer der nächsten Nummern der „Illustr. Kinder-Zeitung“ genannt werden. Lösungen, die nach Donnerstag dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.



ASLEL OENBO N
OVMTM GKUET

Der Kliegerüberfall.

Der Stammbaum des Schmetterlings.

Wenige lebendige Gebilde der Schöpfung haben eine so dunkle Vorgeschichte wie der Schmetterling. Dichter taten oft den Ausspruch, daß der Schmetterling im Grunde nichts anderes sei als eine lebendig gewordene Blüte, und Goethe sagte in seiner Metamorphose der Pflanzenwelt, der Schmetterling sei selber eigentlich nur eine Blüte, die sich eines Tages vom Stengel gelöst habe und frei fortgefaltert sei. Dies erinnert zwar an die Wasserpflanze Vallisneria, bei der sich die männlichen Blüten selbsttätig von den Stielen ablösen, um sich durch das Wasser zu den weiblichen tragen zu lassen, trägt aber nichtsdestoweniger kaum zur Aufklärung der Entstehungsgeschichte des Schmetterlings bei. Interessante Angaben über den Stammbaum des heute uns allen so selbstverständlich erscheinenden Schmetterlings macht nunmehr Wilhelm Bölsche im Rahmen einer naturwissenschaftlichen Plauderei der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“. Wenn wir bis in die Wälder der Urwelt zurückblicken, in die Sumpfsorpe des Steinkohlenwaldes, so finden wir auch nicht die leiseste Spur des Schmetterlings. Dafür gab es damals höchst phantastisch gestaltete andere Insekten, die bereits des Fliegens kundig waren. Es waren krebsartige Insekten von außerordentlicher Größe, so das Insekt *Meganeura*, dessen Flügel zusammen eine Spannweite von 3 cm hatten. Doch ist dieses Riesentier *Meganeura* nach Bölsche eher als ein Vorläufer der Libellen zu betrachten. Macht man aber aus der Zeit der Steinkohlenwälder einen Sprung in die urweltlichen Wälder der Tertiärzeit, so finden wir dort den Schmetterling bereits vollendet. Demnach muß zwischen der Steinkohlenzeit und der Tertiärzeit die Schöpfungshunde des Schmetterlings zu finden sein. Weitere Forschungen lassen vermuten, daß als der erste Vorfahre des Schmetterlings die Köcherfliege — auch Köcherjungfrau genannt — zu betrachten ist. Sie trägt einen deutlich erkennbaren bunten Haarbesatz, und ihr Mund zeigt verkümmerte Beißwerkzeuge, die auf den Anfang der Bildung eines schmetterlingsartigen zarten Blütenfängers hindeuten. Die Köcherfliegen wiederum sind mit einem anderen Geschlecht verwandt, den Panorpaten oder sogenannten Skorpionfliegen. Diese haben noch keinen Flügelpelz und keinen Sauger, sind aber als die Urahnen der Köcherfliegen zu betrachten. Diese Skorpionfliegen nun waren bereits in der Urwelt vertreten, und zwar tauchten sie, wie aus Resten in Gestalt von Flügelabdrücken hervorgeht, in der Mitte des Zeitraums zwischen Steinkohlenzeit und Tertiärzeit, also zu Anfang der durch den Ichthyosaurus bekannten Jurazeit auf. Aber auch sie haben in noch weiter zurückliegender Zeit Vorfahren gehabt, denn schon in den Gesteinsfichten des unteren Jura finden sich neben den Flügeln von Skorpionfliegen auch einzelne Flügel, die denen der heutigen Köcherjungfrau gleichen. Im mittleren und oberen Jura gefellten sich dazu noch andere Flügel, die bereits in starkem Maße an den echten Schmetterlingsflügel gemahnen. Dies mag demnach höchstwahrscheinlich der Ur-Schmetterling gewesen sein, auf dessen ersten Schatten man in England, in Sibirien und in Franken im sogenannten lithographischen Kalkstein

von Solnhofen stieß. Demnach erklärt sich der Stammbaum unseres Schmetterlings dahin, daß schon zu Anfang der Jurazeit ein Teil der alten Skorpionfliege sich in Köcherjungfrauen verwandelte und im Verlaufe der Juraperiode gingen dann wieder aus einem Teil der Köcherjungfrauen die echten Schmetterlinge hervor.

Froschkonzert.

Die Frösche sitzen froh am Teich
Und quaten mächtig all' zugleich.
Da spricht der Älteste: „Ihr Brüder,
Wir pflegen schlecht die Kunst der Lieder,
Die Sache hat noch wenig Klang,
Es fehlt an dem Zusammenhang,
„Quat quat.“

Ein Lied ertönen laßt wie nie,
Wir nennen's Frühlings-Sinfonie.
Da soll die Welt mal was erleben,
Wenn wir heut' ein Konzert ihr geben!
Ich, als der Erste, singe vor,
Ihr andern wiederholt im Chor:
„Quat quat!“

Und wie gesagt, so rasch getan,
Sie haben fest zu singen an
Nach allerneuester Vortragsweise.
Fürwahr, das klang nicht zart und leise!
Gesungen ward aus voller Brust
Von Lenz und Licht und Glück und Lust:
„Quat quat.“

Da sprach zu sich ein Bäuerlein,
Das in der Nähe pflügt' am Rain:
„Nun hört mir nur die überspannten
Und düffelhaften Musikanten!
Die bilden sich was ein — Schnick, Schnack,
Es klingt ja immer doch nur: „Quat,
Quat quat!“

Minna von Konarski.

Kinderspielzeug.

Jakob von Falke, der treffliche Kulturhistoriker, schildert in einer Arbeit auch das Kinderspielzeug früherer Zeiten. Im Mittelalter sah man auf Straßen und Plätzen die Kinder mit allerlei Spielen beschäftigt, wie sie heute noch allerorten im Gebrauch sind. Die Kleinsten ritten ihre Steckenpferde oder hatten ihre Wägelchen, liefen mit papiernen Windmühlchen; andere spielten mit kleinen steinernen Kugeln, liefen mit Drachen, gingen auf Stelzen, trieben Jagreifen und Kreiseln; andere hatten sich zusammengetan, schlugen den Ball und spielten Blindkuh oder Beisäuser oder übten das Bockspringen oder waren bemüht, einen an einem Faden hängenden Ring auf einen befestigten Haken zu werfen. Manche dieser Spielzeuge lassen sich aber noch auf eine frühere Zeit zurückverfolgen. Schon in den altmordischen Gefäßen des Germanentums werden die Steckenpferdchen erwähnt, die früher freilich doch viel allgemeiner beliebt waren als jetzt. So wird aus dem 17. Jahrhundert ein Festzug der Steckenpferdreiter erwähnt. Als im Jahre 1650 zu Nürnberg der Friede von Osnabrück unterzeichnet wurde, zogen 1476 Knaben auf Steckenpferdchen vor das Haus des kaiserlichen Generalbedollmächtigten Piccolomini, der ein großer Kinderfreund war und sich so über diese Ovation freute, daß er eine Erinnerungsmünze auf dies Vorkommnis prägen ließ, die auf der einen Seite einen

steckenpferdreitenden Knaben zeigte. Wie beliebt das Steckenpferdchen ebendam war, zeigt auch der Holzschnitt auf dem Titelbildchen eines Erfurter Gesangbuches aus dem Jahre 1526, wo unter einigen Engeln auch ein auf einem Steckenpferdchen reitender abgebildet ist. Ebenso wie das Steckenpferdchen der Knaben ist die Puppe der Mädchen, die in Deutschland früher Cucke oder Docke genannt wurde, während Puppe aus dem Französischen übernommen ist. Auch die Puppe war im Altertum schon verbreitet und durch das ganze Mittelalter hindurch, und da sie im Palast ebenso beliebt war wie in der Hütte der Armut, kamte man denn auch neben ganz billigen Puppen sehr kostbare Luxusgeschöpfe, die tausend Gulden kosteten.

Suchbild.



Wo ist der Landsturmmann?

Auflösung der Knacknuß in Nr. 4.

Man liest auf der Tafel neben dem Schneemann erst die Buchstaben, die von der Stange berührt werden, und zwar von der Spitze der Stange nach unten, dann die Buchstaben vor der Stange, und zum Schluß die hinter ihr stehenden. Auf diese Weise ergibt sich die deutsche Forderung: „freie Bahn auf dem Meer.“

Richtige Lösungen fanden rechtzeitig ein: Mathilde Schneider, Georgine Wenk, Karl Weber, Günter Schnaus, Anna Fahrenberg, Hermine Hemmer, Marguerite Dieß, Geschwister Saffmann, Lisa Steinmetz, Ottokar Keller, Heinz Harn, Reservist Jakob Mühlhöfer, Greta Hartmann, Wilhelm Forst, Eiesel Wiemer, Dolf Sternberger, f. Trinius, Rosa Schilling, Erna Dienstbad, Emilie Troll, Artur Reibling, Gefreiter Mufenbrock, Festungsgendarm, Fritz Machenheimer, Bertha Rinke und August Klärner, sämtlich in Wiesbaden, sowie Andreas Keil in Erbach a. Rh., Karl Rupp in Biebrich a. Rh. und Johanna Schmahl und Mathilde Haberstock in Burgschwalbach.

Auflösung des Suchbildes in Nr. 4.

Man stelle das Bild auf den Kopf, dann erscheint der Alpenjäger rechts oben zwischen Kochtopf und Sträuchern auf dem Felsen.